

Mota Saheb.

„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden, und ihre Lanzen zu Sicheln“ (Jf. 24). Allein weil dieses Himmelsgeheimnis des Friedens, nur den Menschen, die guten Willens sind, verheißen wurde, so wird es wohl schwer halten, diesen Frieden Christi im Reiche Christi hienieden voll und ganz zu verwirklichen. Die Menschen im allgemeinen, besonders die Christo angehören wollen, werden Leiden und Verfolgung zu ertragen haben bis ans Ende der Weltzeit. Erst dann wird sie ihr himmlischer Friedenskönig in sein ewiges Reich einführen, ins verklärte Jerusalem, der nie endenden Friedensschau. — So sagt es mir mein unmaßgeblicher Längenverstand.

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Fortf.)

Direkt unter den Pilzgärten stießen wir auf die halbkreisförmige Königszelle. Da sie noch nicht verhärtet war, konnten wir sie leicht öffnen und fanden darin die dicke, mittelfingergroße Königin, den kleinen König und einige Termitengäste, die wir alle in sicheren Verwahr brachten.

So ritten wir nach etwa zweistündiger Arbeit hochbefriedigt, aber auch mit zerbißnen Händen, nach Hause. — In ähnlicher Weise brachte uns jeder Besuchs-Donnerstag, an dem wir ausgingen, die eine oder die andere neue Erkenntnis.

Nicht nur bei diesen Besuchen in seiner Residenz, sondern auch sonst zeigte der Herr Kollektor bei jeder Gelegenheit seine edle, freundschaftliche Gesinnung. Durch seine Vermittlung konnte ich manch einen meiner Pfarrangehörigen vor Schaden bewahren und manch einem andern zu einer guten Stellung verhelfen. In einer Angelegenheit, die mich selber betraf, kam er einmal eigens in meine Station und gab den dortigen englischen Eisenbahnärzten, die mir auffällig waren, weil ich Patienten, die sie aufgegeben hatten, mit Erfolg mit homöopathischen Mitteln behandelte, die strenge Weisung, den Herrn Pater, der ihnen keinen Schaden zufüge, aber vielen Armen erfolgreich helfe, nur ja in Ruhe zu lassen. Das wirkte so gut, daß diese Ärzte von da an nicht nur freundlich gegen mich waren, sondern sogar die Kranken, denen sie nicht helfen konnten, zu mir schickten.

Obgleich er ganz genau wußte, daß ich mich niemals zur Teilnahme an einer Freimaurerfestlichkeit herbeilassen würde, schickte er mir doch zu jedem Freimaurerbankett und -ball eine schöne silbergedruckte Einladung, für die ich natürlich jedesmal höflich dankte. — Und wenn er zur Zeit der Disitation sein Lager vor meiner

Station aufgeschlagen hatte, benutzte er jede Gelegenheit, mir seine Aufmerksamkeit zu bezeigen.

Selbst als wir Jesuiten gefangen im Lager zu Ahmednagar twielten, schrieb er mir dorthin und bat mich, wenn er mir irgendeinen möglichen Dienst erweisen könne, es ihm mitzuteilen. Um ihm aber in jener gefährlichen Zeit keine Angelegenheiten zu bereiten, zog ich es vor, die Korrespondenz abzubrechen. Trotzdem er ein Freimaurer war, so zeigte er sich mir Jesuiten gegenüber doch stets als aufrichtigen, wohlmeinenden Freund und wahren Gentleman, der es verdient, in dankbarer Erinnerung zu bleiben.

15. Was der Sommer bringt

Im tropischen Indien unterscheidet man drei Jahreszeiten: die nasse Jahreszeit oder Regenzeit (von Juli bis Oktober), die trockene Jahreszeit mit mehr heißen Nächten (vom November bis März), und die heiße Jahreszeit oder Sommer (von März bis Ende Juni).

Der Sommer der gemäßigten Zone, wie z. B. im nördlichen und mittleren europäischen Festlande, ist eine Zeit üppigen Wachstums, eine Zeit des vollen Grünens und Blühens in Wald und Feld und Berg und Tal, eine Zeit des Reisens und der ersten erfrischenden und wohlschmeckenden Früchte, eine Zeit des frohen Wanderns in die Wälder und auf die Berge, eine Zeit des jauchzenden Vergnügens in den vielen Gewässern und an den schattigen Fluß- und Seegeländen, eine Zeit, wo keiner zu Hause bleiben will und es alle hinausdrängt und -zieht in die wonnevolle Natur. Ja, das ist ein Sommer, den man sich gefallen lassen kann. Der bringt doch Freuden aller Art. Der tut Menschen und Tieren wohl.

Ganz anders der Tropensommer in Indien, die Jahreszeit der kondensierten Backofenhitze bei Tag und Nacht. An den kann man nur mit Schrecken denken, denn er bringt mehr Unbehagen und Leiden als Freuden. Die erfrischende Kühle der Regenzeit ist längst vorbei. Zwar war die Tageswärme der trockenen Wintermonate immer noch groß genug, aber die Nächte waren doch erträglich kühl. Dennoch

Auf der indischen Hochebene dagegen, wo die Hitze trocken ist, schwitzt man zwar auch beständig, aber der Schweiß verdunstet schnell, so daß man nicht so sehr am Gefühl des Durchnäßtseins leidet.

Das ständige Schwitzen bringt aber auch eine sehr unangenehme Hautkrankheit, den sogenannten „roten Hund“, einen fortwährend juckenden Ausschlag, mit sich, an dem die meisten Leute bis zu den Win-



Schultwandertag — Seminar Reimlingen
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

mit März hören diese auf. Die zunehmende Tageshitze, 30—40 Grad Celsius im Schatten, glüht auch die windstillen Nächte hindurch schwül weiter.

Da muß man erfahren, was schwitzen heißt. Da heißt es nicht nur: „Von der Stirne heiß“, — nein: Vom ganzen Leibe heiß „rinnen muß der Schweiß!“ — Tag und Nacht ist man in Schweiß gebadet. Man kommt aus dem Schwitzen gar nicht heraus. Ob man steht oder liegt, ob man geht oder sitzt, — man immer schwitzt. In der Hafenstadt Bombay, die tief unten an der Küste liegt, herrscht eine mehr feuchte Hitze, und rinnt deshalb der Schweiß fortwährend, so daß man trotz der leichten weißen Kleidung dieselbe dennoch mehrmals im Tage wechseln muß. Dort mußte ich seinerzeit, als ich nachts um 12 Uhr noch am Schreibtisch saß, unter jeder Hand ein Handtuch haben, um den fließenden Schweiß aufzufangen und das Papier vor Durchnässung zu schützen.

termenaten zu leiden haben. Das grausame Jucken verfolgt einen bei Tag und raubt einem die sowieso kurze Ruhe bei Nacht. Es steigert sich manchmal zu solcher Unerträglichkeit, daß man meint, man müsse sich mit einem eisernen Rechen über den Rücken fahren. Wie oft möchte man sich überall ordentlich kratzen, darf es aber in Gegenwart anderer der Schicklichkeit wegen nicht. Das viele Kratzen bringt zwar eine augenblickliche Linderung, vermehrt dafür aber die Entzündung.

Nun muß man aber doch bei all der Hitze und mit all dem Schwitzen und Jucken seinen Berufsgeschäften nachgehen, — und die erfordern von morgens bis abends den ganzen Mann. So mußte ich auch in meiner Station, die in einer Mulde der Hochebene liegt, aus der die Hitze gar nicht herausgeht, als Direktor der Mittelschule täglich fünf Stunden an den Schultagen in der Klasse stehen und meines Amtes walten. Wie plagen da oft

einen Durst, Müdigkeit und Schlaf, so daß man sich immer wieder zusammenraffen muß! Und wie freut man sich, wenn die letzte Stunde am Nachmittag vorbei ist und man sich in einem kühlen Bad in der einfachen blechernen Badewanne ein wenig erfrischen kann!

Bevor ich jedoch die Wohltat des täglichen Bades in Indien bespreche, muß ich zuerst die Frage der Wasserversorgung erörtern.

Noch viel notwendiger als Milch ist für den Haushalt das Wasser, besonders in einem so durstigen Lande wie Indien. Wenn es nur ebenso leicht zu haben wäre, wie es notwendig ist!

In Deutschland gibt es fast überall Wasser genug. Fast in allen Städten und Dörfern hat man jetzt Wasserleitungen, die das Wasser bis in die Küchen und Badezimmer führen. Man braucht nur den Wasserhahn aufzudrehen u. es läuft. Anders, ganz anders ist es in Indien. Da fast der ganze Untergrund Indiens ein mächtiger Granitblock ist, über den sich eine 1—25 Fuß dicke Schicht Humus lagert, gibt es dort, abgesehen von der schneebedeckten Gebirgswelt im Norden Indiens, keine Quellen und Brunnen. Man ist einzig und allein auf das Regenwasser angewiesen, das die dreimonatige Regenzeit, der Monsun, bringt.

Zum Auffangen dieses Regenwassers hat man überall in den Städten und Dörfern und in den Feldern tiefe Zisternen angelegt. Mit diesem Zisternenwasser muß die Bevölkerung neun Monate lang auskommen und ihren Bedarf für Kochen, Trinken, Waschen und Baden decken.

Das gewöhnliche Volk holt sich jeden Morgen seinen Tagesbedarf an Wasser aus diesen Zisternen. Meist sind es Frauen, die das Wasserholen besorgen. An einem Seil ziehen sie das Wasser mit einem Eimer herauf und füllen damit ihre runden Kupfertessel, die sie dann auf dem Kopfe nach Hause tragen. Ihr tägliches Morgenbad nehmen die Leute an der Zisterne selbst, indem sie mit einem Eimerchen das Wasser heraufziehen und dann mit einem Becher über sich gießen.

Das Beriefeln der Straßen und das Wasserholen für die besseren Klassen und alle Europäer besorgt eine eigene Kaste, die Kaste der Bhisti oder Wasserträger. — Zum Wassertragen bedient sich der Bhisti keines Eimers oder Kessels, sondern eines großen lederen Wasserfades, Musjuf genannt. Dieser Sack ist an einem Ende ungefähr einen halben Meter breit und verengert sich an seinem Ausflussende zur Dünne eines Kinderarmes. Er ist ungefähr anderthalb Meter lang und hält meist 4—5 große Eimer. Mit Hilfe eines breiten Tragriemens, der an der oberen Längs-

naht des Sackes angenäht ist und dem Bhisti über die rechte Schulter und die Brust unter dem linken Arm durchführt, trägt derselbe den schweren Wasserfad auf seinem Rücken.

Es ist dies eine sehr beschwerliche Arbeit, und der Bhisti geht tiefgebeugt unter seiner Wasserlast einher, die er manchmal noch größere Strecken bis in die Wohnungen seiner Kunden, und da noch oft Treppen hinauf schleppen muß. Infolge dieses mühsamen Wassertragens haben die Bhistis, auch wenn sie nichts tragen, meist einen gebeugten Gang.

Mein Bhisti hatte bei mir nicht weit zu gehen, da meine Zisterne mitten im Schulhof lag. Aber immerhin mußte er jeden Tag, wenn er kam, eine Treppe hoch steigen, um meine Badewanne im Baderaum, einem kleinen Verschlag aus Wellblech, zu füllen. Er war nicht mehr jung, und ich habe ihn oft bedauert, wenn er langsam und leidend unter seiner Last die Treppe hinaufstieg. Still und unbedröffen tat er seine Arbeit, immer freundlich, respektvoll, bescheiden und zufrieden. Niemals bettelte er um mehr Lohn, wie andere Diener das so gern tun. Ich gab ihm auch sovielso guten Lohn und erfreute ihn ab und zu noch mit einem besonderen Badschisch. Das verdiente er auch, war er doch stets so fleißig und zuverlässig und machte seinem Berufsnamen alle Ehre.

Was bedeutet denn das Wort Bhisti? Dieses Wort stammt vom persischen „bihisht“, d. h. Paradies, und ein „bihisti“, ist demgemäß ein Bewohner des Paradieses, ein Cherub, ein Seraph, ein Engel des Trostes.

Und ein Engel des Trostes ist so ein Bhisti wirklich, wenn ihm auch Engelsgeschwindigkeit und Flügel fehlen. Schon wenn er am glühenden Nachmittag, wo einem die durchschwitzten Kleider am Leibe kleben und man vor Hitze vergehen möchte, das kostbare Naß aus seinem Musjuf in die Badewanne gießt, steigen einem beim Rauschen des Wassers im Baderaum in der Voraussicht des baldigen erfrischenden Bades unwillkürlich Gefühle innigsten Dankes gegen diesen Engel des Erbarmens auf.

Und erst, wenn man in die Wanne steigt und eine Welle unbeschreiblicher Erfrischung durch den ganzen erhitzten Körper bis zur Kopfhaut emporflutet, — wie segnet man dann den guten Bhisti, der einem solche Wonnen bereitet, wie Salomon in seiner Herrlichkeit kaum reinere genossen!

Ach ja! — Welch namenlose Wonne, wenn man, in der Wanne stehend, mit dem Becher das Wasser über sich hinuntergießt und das kühle Naß den glühenden

Leib hinabrieselt, so daß alle Nerven und Fibern vor Entzücken jauchzen! Hei, wie herrlich! „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit!“ — Und senkt man sich dann nach diesem Abkühlungspräliminar ganz in die volle Wanne hinein, so ist's wie ein seliges Versinken im Lethe-Strom, dem Strom des Vergessens. Ja, vergessen ist alle Hitze, vergessen alles Leid, vergessen alle Sorgen und Pladereien, vergessen alle Mühsal und Entbehrung, vergessen die ganze Welt! — Versöhnt mit Himmel und Erde, mit Menschen und Tieren, — oh, wie selig, wie wohligh ist's da, sich ganz gedankenlos wie eine Schildkröte zu strecken, zu dehnen und zu plätschern im schmeichelnden und belebenden Element! — Kein Wunder, daß einem da, ganz traumverloren in diesem Paradiesesbade, sich urgründige Wohlseinslaute entringen, nicht ganz unähnlich jenen eines Buffalos, der in schwülen Tagen ganz bis an sein wohnetruiniertes Antlitz in einem kühlen Lämpel liegt und absolut auf Erde, Sonne, Mond und Sterne, Stall und Futter verzichtet!

Durch und durch erfrischt, verjüngt und gestärkt steigt man dann wie ein Phönix, wie ein neuer Mensch, aus dem unergleichlichen Wannenbad. Die Welt erscheint einem in ganz anderem, rosigen Lichte. Man fühlt sich in gehobener Stimmung und mit Kräften begabt wie für Jahrhunderte.

Ja, was wäre Indien mit all seiner Pracht und seinem Reichtum ohne diese tägliche Wohlthat des Wannenbades? Es wäre uns zur unausstehlichen Qual.

Mag ein Horaz schwärmen für seinen Bandusia-Quell und ihm zu Ehren ein Böcklein opfern, — tausendmal mehr ist mir der Jungbrunnen meiner Wanne, den ich mit dem vergnügten Rauchopfer einer guten indischen Zigarre feiere! — Obwohl schon lange Jahre vom sonnigen Indien verwiesen, denke ich doch immer noch mit Dank an all die Wonnen, die du, unergeliche Wanne, mir verliehen.

Was bringt der Sommer sonst noch? — Er bringt auch genug quälenden Durst! unter seiner ständigen ungebrochenen Glut dürstet alles: die Erde dürstet, das arme Vieh dürstet, und der Mensch vergeht vor Durst.

Durch die furchtbare Hitze wird der Ackerboden ganz ausgetrocknet und hart wie Backstein, geht auseinander, zieht sich zusammen und zeigt dem Blick weithin ein ausgedehntes Negwert von breiten Rissen, die zum Himmel schreien um Regen. — Wegen der großen Knappheit an Zisternenwasser kann das Vieh auch nicht genügend getränkt werden. Es magert zu-

sehends ab und sucht die schmutzigsten Lämpel auf, um seinen Durst zu stillen.

Den an die Tropenhitze nicht gewöhnten Europäer plagt der „Dämon, Durst genannt“, ganz besonders empfindlich und wird ihm oft zum Verhängnis. Ob als Zivilbeamter bis zu den entlegensten Posten des glühenden Riesenreiches tätig, ob als Soldat in den weitverstreuten Trupenteilen der Armee dienend, ob als Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und Schaffner die durch den Sonnenbrand rasenden Züge bedienend oder in den heißen, staubreichen Werkstätten der Eisenbahn arbeitend, — all diese Europäer werden schwer vom Durste geplagt und klagen fast immer über trockene Kehlen. Da ihnen aber das filtrierte Zisternenwasser viel zu fade ist, so verlangen sie immer und überall Bier, Pilsener, oder Whisky mit Soda und ein Stück Eis darin.

Gewöhnlich wird aber der brennende Durst durch diese alkoholischen Getränke nicht gelöscht, sondern meistens noch vermehrt. Und so zieht ein Glas das andere, eine Flasche die andere nach sich. Dadurch verfallen viele der Trunksucht, ruinieren ihre Gesundheit und werden für ihren Beruf untauglich. Wie viele so leicht tödlich verlaufende Fälle von Ruhr und Brechdurchfall sind auf den unmäßigen Gebrauch von solchen alkoholischen Getränken und Eis zurückzuführen!

Der durstige Europäer jedoch, der sich nicht von erhitzter Phantasie und Leidenschaft täuschen läßt, denkt in seinem quälenden Durstgefühl gar nicht einmal an Wein, Bier oder Whisky mit Soda, nein, der sehnt sich nur nach einem Becher kühlen, perlenden Quellwassers. Wie oft, wenn ich abends nach des Tages Arbeit, Hitze und Schweiß fast trostlos war vor heftigem Durst, dachte ich mit Neid an die von der Weide kommenden Kühe der Heimat, die aus den Steintrögen mit vollen Zügen das herrliche, immer fließende Bergwasser trinken können. Was hätte ich gerne für einen Becher von diesem Wasser gegeben! So ähnlich sehnte sich ja auch, wie Dante in seiner „Hölle“ beschreibt (XXX, 61—69), der Fälscher Adamo nach einem Tropfen Wasser —:

So leidet er, der alles einst mißachtet,
Weil er sich gönnen konnte, was ihm gefiel,
Und jetzt nach einem Tropfen Wasser
schmachtet!

Die Bächlein, die im feuchten Wellenspiel
Von Casentinos grünen Hügeln fallen,
Des Arnos moosig-weiches Bett zum Ziel
Vor meinem Geist seh' ich sie spielend
wallen,

Doch straflos nicht, weil mehr als Wasser-
sucht
Mich Sehnsucht dörrt nach diesen Wassern
allen.

Ja, Wasser ist es, frisches, klares Quellwasser, das man sich unwillkürlich zur Stillung des leidigen Durstes in Indien erwünscht! — Besonders unangenehm fühlte ich den Durst Sonntagmorgens zwischen der Frühmesse und dem Hochamt. Da ich in der ersten Messe schon gepredigt hatte, so war ich bei der Hitze schon so trocken im Halse, daß ich vom Wassertopfe in der Veranda fernbleiben mußte, um nicht in die Versuchung des Trinkens zu kommen. Wie dankbar wäre ich da für die Erlaubnis gewesen, vor dem Hochamte, in dem ich auch wieder predigen mußte, einen Schluck Wasser zu nehmen! Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo den armen geplagten Missionspfarrern in den Tropen eine solch erwünschte Vergünstigung gewährt wird!

Schweiß und Durst sind jedoch nicht das einzige, was der Tropenommer bringt. Es wäre zwar der Plage genug. Aber er bringt auch die schrecklichen, unbergeßlichen schlaflosen Nächte.

Da die enorme Tageshitze nicht gebrochen wird, waltet die stille Glut auch die Nacht hindurch, besonders in den tiefer gelegenen Orten. Kein Lüftchen regt sich. Kein Blatt an den Bäumen bewegt sich. In den Häusern, die durch die anhaltende Hitze zu wahren Backöfen geworden sind, kann man es nicht aushalten. Alles, was man da anrührt, ist heiß. Man ist gezwungen, draußen zu schlafen. Die Leute, welche ein kleines Häuschen vor ihrer Wohnung haben, stellen ihre niederen, mit einer Strohmatten belegten Bettstätten dort hinein und versuchen dort, in dünne Nachtkleider gehüllt, zu schlafen. Die meisten Eingeborenen legen sich, in ihre Laten eingewickelt, den Wegrand entlang zur Ruhe. Wenn man da nachts durch die Straßen des Ortes geht, meint man überall rechts und links nur Leichen zu sehen. Aber auch so kann von wirklicher Ruhe keine Rede sein. Man schwitzt eben weiter, und das hält den Schlaf fern. Mir ging es auch so. Deshalb beschäftigte ich mich, obwohl müde von der Tagesarbeit, auf der Steinterrasse zwischen meinem Hause und dem Schulgebäude in einem Rohrstuhl liegend, mit Lesen und Studieren. Nach Mitternacht stellte ich dort mein Feldbett auf und legte mich in dünnem Nachttanzug hin zum Schlafen. Allein mit dem Schlafen hatte es noch eine gute Weile. Es ging nicht. Der Körper war noch zu erhitzt und schwitzte noch zu viel. Ich stand wieder auf und ging in der Veranda hinter dem Hause auf und ab. In den Baumkronen um das Haus herum war es unruhig. Da saß alles voll von Krähen, die sich mit ihren Flügeln Kühlung flappten, die Schnäbel weit aufsperrten und nach Luft jappten. Im Hofe

drunten hörte ich den Masi stöhnen. Er schlief also noch nicht. Ja, wer kann da schlafen bei 35 Grad Celsius um Mitternacht?!

Ich rief ihm zu, mir ein paar Eimer Wasser aus der Zisterne zu ziehen, heraufzubringen und in die Wanne zu gießen. Das geschah dann auch gleich. Was konnte es helfen? Ich mußte Kühlung haben, wenn ich wenigstens ein bißchen schlafen wollte. So legte ich mich in die Wanne und blieb darin liegen, bis das Wasser warm war. Welche Wohltat war dies nächtliche Vollbad! Nun konnte ich doch mit besseren Aussichten auf ein wenig Schlummer das Feldbett besteigen. Langsam! Nur nicht zuviel hoffen! Die gereizten Nerven sind noch zu empfindlich selbst für das leiseste Geräusch. Wie genau hörte man jetzt in der stillen, brütenden Nacht das sonst weniger bemerkte fadenförmige tönende ständige Gesumme der einen umschwärmenden lästigen Moskitos, die selbst bei dieser Hitze noch stechen und quälen wollen! — Im glühenden Hause drinnen drängt es einige Grillen, ihr Wohlfühlen durch endloses eintöniges Zirpen zu bekunden. In der näheren Nachbarschaft scheinen die vielen Schläfer auch eine unruhige Nacht zu haben. Dort wimmert ein kleines Kind, leise beschwichtigt es die besorgte Mutter. Dort wendet sich einer auf seinem Lager, daß das schwache Gestell knarrt. Dort stöhnt und seufzt jemand. Dort pufet einer langgedehnt, als wollte er die ganze drückende Nachthitze wie eine lästige Fliege hinwegblasen. Dort auf der Straße versucht ein geplagter Esel seinem Unbehagen Luft zu machen, bleibt aber vor Durst und Heißerkeit mitten in seinem „Jah“ stecken. Nun verkündet ein fernes Dröhnen das Herannahen eines der vielen Nachtzüge. Donnernd rollt er in die Station ein. Man vernimmt deutlich wie nebenbei das Zischen des abgelassenen Dampfes und dazwischen ein Durcheinander von Menschenstimmen. Man wartet gespannt auf das mächtige Puffen der Lokomotive als Zeichen der Abfahrt des Zuges, und lauscht so lange seinem Dahinrollen, bis es in der Ferne erstickt. — Es ist bereits halb zwei Uhr. Müde schließen sich endlich die Augen, und ein kurzer Schlaf umfängt nun milde den Dulder, der so lange vergebens auf ihn geharrt.

Wenn früh am Morgen die vollen Strahlengarben der unbarmherzigen Sonne durch die Bäume fallen, ist man bald wieder auf den Beinen. Von neuem beginnt das verzweifelte Ringen mit der unentrinnbaren Tageshitze. Nur halb erfrischt, muß man doch wieder den ganzen Tag über ganze Arbeit leisten, um dann wieder eine andere schreckliche, drückende

Glutnacht zu erleben. — Glücklicherweise sind die entsetzlichen Hitzemonate vor dem Monsun auch bald überstanden, und dann kommt mit dem einsetzenden Regen endlich die lang ersehnte Erlösung von den Qualen des Tropenhornisse.

16. Angebelene Sommergäste

Als hätte man nicht schon genug mit den gewöhnlichen Plagen des Sommers zu tun, stellten sich einmal bei mir auch andere sehr unwillkommene, unliebsame Sommergäste, die mit Recht gefürchteten Tropenhornisse, ein.

Dieselben sind drei Zentimeter lang, oben dunkelbraun und unter dem Leibe hellgelb und viel verwagener, angriffs-lustiger und giftiger als ihre europäischen Verwandten. Gerade wegen dieser ihrer Gefährlichkeit sind die Marmorfelsen am Nabada-Fluß bei der Garnisonstadt Subbulpore, in deren Spalten und Rissen ganze Kolonien von Hornissen wohnen, so berühmt geworden.

In der Schulhofecke zwischen meinem Wohnhause und der anstoßenden Kirche stand ein riesiger Eisenbaum (so genannt wegen seines harten Holzes), der mit seiner mächtigen Krone Haus und Kirche überragte. Nun gefiel es einem Schwarm solcher braunen Gesellen, sich auf diesem Baume anzusiedeln und unter einem dicken Ast sein Nest zu bauen.

Dieses Hornissenest blieb aber nicht lange das einzige auf dem Baume. Andere Hornisse zog es auch zu diesem Baume hin, und in ein paar Wochen hingen schon acht Nester an den Ästen. Obgleich nun die Hornisse hoch in der Baumkrone wohnten und ihnen niemand zu nahe kam, so schien sie doch alles, was sich unten bewegte, zum Angriff zu reizen. Wenn ich noch so lange über die Terrasse ging, wurde ich doch immer von der einen oder anderen Hornisse verfolgt. Sobald sich unten im Hofe die Jungen im Spiele tummelten, war ihnen das auch zu viel, und sie fielen einzeln über sie her und jagten sie auseinander. Zum Glück kam keiner dabei zu Schaden, und der bald einsetzende Monsun machte dem leidigen Terror ein Ende. Einige Waben fielen im Regenschauer herunter und die übrigen wurden leicht heruntergeholt.

Der Baum war indes nicht vergessen. Er hatte sich den braunen Gesellen als ganz ideale Hochburg erwiesen. Bei Beginn des folgenden Sommers schwärmten daher die Hornisse in vermehrter Anzahl in die Krone hinein, und in kurzer Zeit konnte ich zu meinem Schrecken schon 24 Nester zählen. Jetzt wurde die Sache aber doch bedenklich. Ich konnte kaum mehr unbehelligt über meine Terrasse gehen, und

im Hofe setzten die grimmigen Unholde immer feindseliger den Schülern zu. — Eines Tages mußten die Schüler und Lehrer aus dem unteren Schulsaal, in welchem drei Klassen waren, plötzlich hinausflüchten. Was war geschehen? Ein Hornissenschwarm war hineingeflogen und hatte sich am oberen Ende eines Schultafelgestelles niedergelassen. Was tun? Schleunigst mußten Türen und Fensterläden geschlossen werden. Nach gegebener Weisung trock mein Mali (Gärtner) in den Saal hinein, warf vorsichtig ein großes, lose gewobenes Sacktuch über den Kopfteil des Gestells, band es unten schnell zusammen und entleerte oben über das Tuch eine Flasche voll Phenylsäure. An diesem Schoppen hatten alle unter dem Tuch versammelten Ausflügler genug. Das Tuch wurde losgemacht, und die ganze dreiste Gesellschaft fiel tot zu Boden, und was sich noch regte, wurde zertreten. Nachdem die so vernichteten Störenfriede hinausgeschafft waren, konnte die Schularbeit wieder beginnen.

Morgens bei der hl. Messe schwirrten Hornisse auch in der Kirche herum und beunruhigten die Gläubigen. Besonders aber in den Gottesdiensten am Sonntag verursachten sie viel Störung und Unbehagen. Einmal hätte es sehr schlimm werden können. Kommt da am Samstag abends der Sakristan gelaufen und sagt mir ganz bestürzt: „Swami, ich kann nicht zum Angelus läuten.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ja, oben am Glockenseil auf der Orgelbühne hängt ein ganzer Schwarm Hornisse! Wenn ich das Seil anführe, werde ich gestochen, und der Schwarm fliegt dann in der ganzen Kirche herum, so daß sich morgen früh kaum einer hineinwagen kann.“ — Ja, da mußte unbedingt Wandel geschafft und der Schwarm vernichtet werden.

Zum Glück war es schon dunkel, besonders in der Kirche. Mit einer Stange, an deren Ende ein petroleumdurchtränkter Lappen befestigt war, ausgerüstet, ging ich mit dem Küster auf die Orgelbühne, hielt bei schwachem Kerzenlichte aus einer kleinen Entfernung den Lappen an das Seil im Turme, und der Küster hob ihn bis unter den Schwarm und zündete ihn dann mit der Kerze an. Sofort schoß eine große Flamme empor und umhüllte qualmend den Schwarm, der gleich darauf wie ein großer Klumpen auf den Boden fiel. Schnell warf der Küster ein altes Tuch darüber und zertrat alles, was darunter war. Nachdem er allen Unrat entfernt und den Boden gereinigt hatte, konnte er doch noch die Angelusglocke läuten. — Es war also wieder einmal gut gegangen.

(Fortsetzung folgt)